

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach 69 Jahren

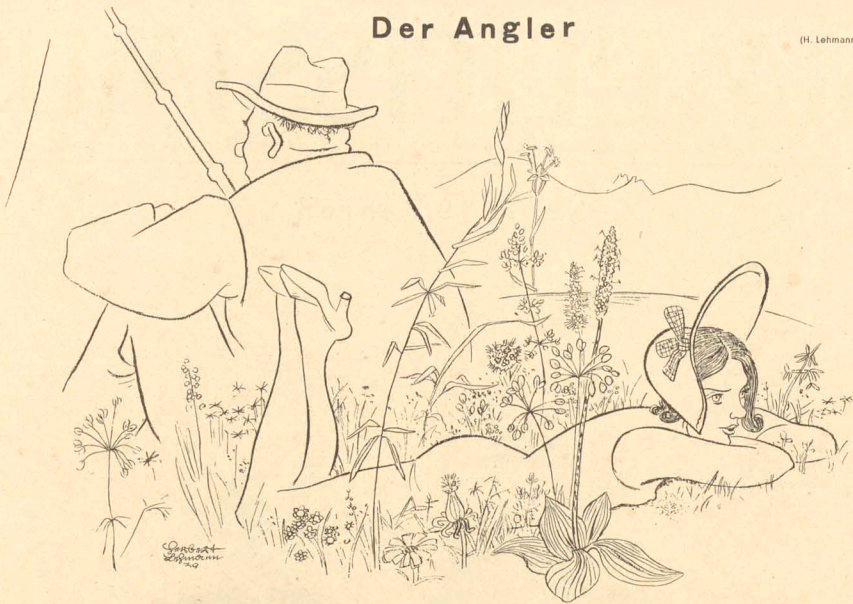
(E. Thöny)



„Nanu, Bismarck, so vergnügt?“ — „Großartigen Witz gelesen, die Polen behaupten nun, sie hätten eigentlich den Siebziger Krieg gewonnen!“

Der Angler

(H. Lehmann)



„Leonhard, da drüben geht ein Jäger.“ — „Ja, so dämliche Leute gib't's, denen nichts besseres einfällt, als durch den Wald zu schleichen!“

DIE FEINE TERRASSE

VON WALTER FOITZICK

Sie sitzen auf der Terrasse und essen zu Mittag, nein, man muß schon „spelsen“ sagen, wenn man es nicht geradezu „dinieren“ nennen will, denn es ist eine sehr feine Terrasse, eine Terrasse, nach der sich alle Leute aus der Kleinstadt und vom Lande sehen, die gelegentlich in eleganten Zeitschriften blättern, wo solche Terrassen sehr vorteilhaft abgebildet sind. Es drängt sich einem geradezu auf, zu sagen: „Ach das große Leben!“ Sie essen das kleine Menü und empfinden es sehr angenehm, daß das kleine Menü im großen Leben auch nicht wesentlich teurer ist als im Kleinen Leben. Er und sie sind auf Reisen, und ich möchte wetten, daß fast alle, die hier auf der Terrasse sitzen und fein essen, auf der Reise sind. Sie spielen sich gegenseitig das große Leben vor. Einheimische sind überhaupt nirgends so fein wie Fremde. Das große Leben wird überall von Fremden fließend dargestellt, weil Einheimische gar keine Zeit haben, so auf Terrassen ein Mittagessen zu zelebrieren. Aber die Fremden merken das nicht so ohne weiteres und glauben, nur sie seien die Fremden und sie fügen sich zwanglos in das Leben der feinen Leute, die gar nicht anders können, als auf Terrassen Mittag zu essen. Das ist gut so, denn sonst könnte es gar nicht stattfinden und man hätte keine Möglichkeit, es für die eleganten Zeitschriften zu fotografieren. Das Leben wäre um eine Illusion ärmer.

Vor der Terrasse liegt der Park, in den das Auge zu schweifen hat. Es ist immer viel feiner, wenn

das Auge in einen Park schweift als wo anders hin. Das ist eine Abmachung wie so viele im gesellschaftlichen Leben. Wahrscheinlich ist es eine Erinnerung an fürstliche Schlösser, von deren Terrassen aus der Blick zu schweifen pflegt.

Das Menü zu einer Mark und fünfzig unterscheidet sich keineswegs von anderen Menüs in der gleichen Preislage, aber badenken Sie, bitte, so haben Markgrafen und Kurfürsten gespeist, getafelt, diniert, und das kleine Menü hat sie bestimmt mehr gekostet, und die Bedienung war gewiß auch nicht weniger störend.

Über die Terrasse läuft eine Säulendreieckreihe, in der die gedeckten Tische stehen, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich einzubilden, daß man zwischen den Säulen eines Jupiter-, Herakles- oder Poseidontempels Kartoffeluppe und Heilbutt überbacken esse. Das ist auch so eine Sehnsucht des Menschen, des feineren Menschen, Heilbutt gebacken womöglich zwischen Tempelsäulen zu verzehren, denn Tempelsäulen sind gut und Heilbutt ist gut, also muß Heilbutt plus Tempelsäulen noch besser sein.

So sitzen sie und genießen mit dem kleinen Menü und dem Park unter beachtlichem Gebalk die Ausnahmestunden ihres Lebens. Als der Zeitungsmann kommt, kauft er ihr eine der Schriften, von denen es so schwer ist, sich vorzustellen, daß sie jemand beim Zeitungsmann kauft. Jetzt weiß ich es: es sind die Fremden, die das kaufen. Da ich hier in meiner soziologisch wichtigen Form als Fremder sitze, kaufe auch ich mir beim Zeitungsmann eine Schachtel Zigaretten, wie ich sie mir in meiner sonstigen Eigenschaft als Einheimischer niemals kaufen würde. Terrassen verpflichtet.

EINE VOGELSTRASSE

*Da ist die Straße nach Südfrankreich,
Flugstraße der Vogelheere,
Ein Fluß läuft darunter schlangengleich
Über Geröll und steinerne Wehre:
Er fließt zum Mittelmeere.*

*Wer sie entlangliegt im Morgenrot,
Darin die Nebel wühlen,
Sucht Korn und verbröseltes Weizenbrot
Im Mehlstaub der alten Mühlen,
Holzräder an morschen Gestühlen.*

*Wer sie zieht bei warmem Regenguß,
Sieht Rauch aus Bäckereien,
Er hört einen blauen Jägerschaff
Und Falken im Westwind schreien,
Kühn über den Vogelreihen.*

*Auf dieser Straße mehlt Süßigkeit,
Geruch von Wincerfesten,
Auf dieser Straße liegt vieles bereit,
Liegen Sämereien der Erntezeit
Und gefallene Obst von Ästen.*

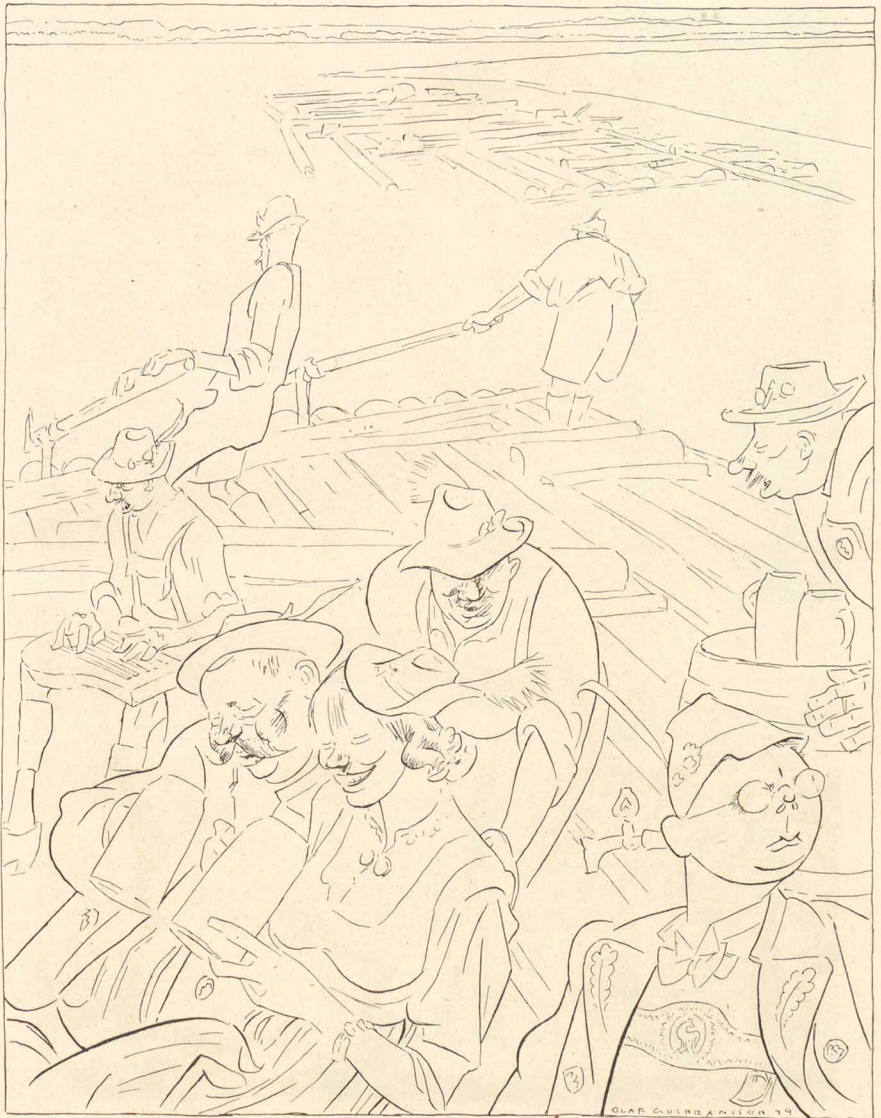
*Wer sie fliegt in regungsloser Nacht,
Sieht winzige Lichter blähen,
Von Bauern in Maultierställen gemacht,
Sieht Brückenkampen sprühen
Und Stadtbahnhöfe glühen.*

*Das ist die Straße nach Südfrankreich,
Die staubige, mindige, weiße,
Dem ziehenden Vogel ist das gleich,
Hoch oben geht seine Reise,
Sie hat nicht begrenzte Geleise.*

*Sie geht nach uraltem Wandergesetz
In die himmelgenölbte Leere,
Vorbei an dem Rauch mit dem Vogelnetz,
Vorbei an dem Drauch der Gewehre
Zum blauen Mittelmeere.* Anton Schaub

Auf dem Isarfloß

(O. Gulbransson)



„Sehn S', Frau Lehmann, bei uns is der Wassersport a Brauchtum mit Zitherspiel und Bier!“

Versuche

(K. Heiligenstaedt)



„In die Liebe soll man sich mit Schwung stürzen, wie ins Bad, behauptet Eduard — und dabei muß man doch erst mit der großen Zehe die Wasserwärme probieren.“



„Recht gut gemacht ist dieser Paletot — er verdeckt abfallende Schultern und täuscht nicht vorhandene Rundungen vor!“ — „Aber so nimm ihn doch, Margot!“

Bremische Anekdoten

Musikalisches Intermezzo

Als Käpt'n Bruns noch ein lustiger und appetitlicher Steuermann ohne Decklast und sonstigen Ballast war, saß er einmal in einem heiteren Kreise unbeschwerter Kameraden und tat des Guten zu nächst genug und dann zweifellos zuviel. Um elf Uhr zwanzig stieß Steuermann Bruns plötzlich und in rascher Folge eine Reihe schauerlicher Töne aus. Den Kameraden blieb der Grog im Halse stecken. Jonny Horstkotte, als treuer Freund, flößte dem offenbar schwer Leidenden geistesgegenwärtig einen Kognak ein, den Bruns ohne Widerspruch schluckte.

„Ziehziehso“, sagte Jonny Horstkotte liebevoll und hieb seinem Freunde zum Zwecke der Heilung krachend ins Genick, „nu will das woll all besser werden.“

„Woso besser?“ fragte Bruns erstaunt. „Besser kann mir dscha garnicht sein, als mir is.“

„Woso nich?“ fragte Jonny ebenso erstaunt dagegen. „Weshalb hast du denn so geankt und gestöhnt?“

„Jonny, du dusseliger Hund“, versetzte Steuermann Bruns beleidigt, „ich hab nich geankt und nich gestöhnt, ich hab gesungen.“

Rosinen

Krischan Sehlbrede, Kapitän des „Poseidon“, betrat zum Zwecke der Nahrungsaufnahme seine Stammkneipe und zwar aus irgendwelchen körperlichen oder seelischen Gründen gewillt, sich auf fleischlose Kost zu beschränken.

„Was nimmst du für Reis mit Rosinen?“ fragte er den Wirt Thedje Seekamp.

„Fuffzig Fennig“, versetzte Thedje.

„Hm“, sagte Käpt'n Sehlbrede, „un für Reis ohne Rosinen?“

„Sechzig Fennig“, war die Antwort.

„Thedje“, sagte Krischan Sehlbrede, „woso nimmst du Salter für ohne mehr als für mit?“

„Krischan“, antwortete Thedje, „das is, weil daß

es sonst nich luckert is. Meinst du wohl, daß es gar keine Arbeit macht, all die vermuckten Rosinen aus dem backigen Reis rauszupulpen?“

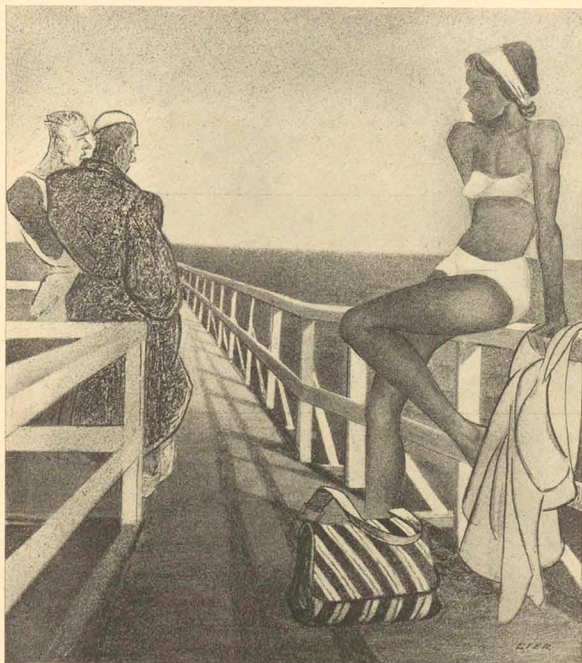
Rauf und runter

Der Leser muß, um diese Geschichte recht zu würdigen, zwei technische Voraussetzungen gulläubig hinnehmen: Einmal, daß Taucher während ihrer Tätigkeit auf dem Meeresgrunde mit dem Schiff, das sie hinunterschiekt, in geselliger „fern-mündlicher“ Verbindung stehen; sodann, daß sie imstande sind, sich dabei ebenso gesellig miteinander zu unterhalten.

Dies bedenkenlos voraussetzend, darf ungestraft berichtet werden, daß der Taucher Henrich Grapengießer, der bei höllisch schwerem Wetter gemeinsam mit dem Taucher Cord Fahlbusch das Wrack des Frachters „Goliath“ untersuchte, seinen Freund anredete wie folgt:

„Cord, der Alte sagt, wir sollen sofort raufkommen. Das Schiff sinkt.“

Karl Lerbs



„Wie lange wollt ihr denn noch da rumstehen, mich friert's!“ — „Kein Wunder, Elli, du hast eben zu viel gereift und hättest ruhig mehr Tuch behalten sollen!“

HIMMLISCHE FERIEEN...!

Von Ernst Hoferichter

Als die Familie Flaschenzieher am Bahnhof des oberbayerischen Gebirgskurorts ankam, suchten sechs Augenpaare zuerst nach der automatischen Personenwaage. Denn die Urlaubsgefühle von Vater, Mutter und Tochter waren als Unterströmung so von der Frage nach dem Lebendgewicht erfüllt, daß zunächst die Pracht der Berge, Trinkgeldablösung und Barometerstand in den Hintergrund traten.

Herr Flaschenzieher wog zehn Kilo zu viel, die Frau Gemahlin ebensoviel — zu wenig. Die ausgewachsene Tochter Annemarie besaß das Normalgewicht in solcher Ausgeglichenheit, daß sie an der Erhaltung dieses Ideals ihre eigene Sorge zu tragen hatte.

Schon stand der Vater auf der Eisenplatte der Waage. Während der Zelger bei 105 Kilo stehen blieb, hielt die Mutter den Groschen schon für ihre Messung bereit... Annemarie indes entfernte von ihrem Apfelsaß das Anhängsel eines Miniaturmaßkruges, damit er sich nicht in den natürlichen Sachverhalt einschleichen konnte.

Dann zogen Vater, Mutter und Tochter ihre Notzettel, alwo die Feilbilanz nach Soll und Haben eingetragen wurde. Nach diesem kurzen Vorspiel marschierte die Familie Flaschenzieher in die Pension „Schönblick“ ein.

Der Vater begann jeden Tag mit Kniebeugen, einer Tasse Gesundheitstee und Dauerlauf. Die

Gattin verschlang inzwischen sechs belegte Brote, drei Eßlöffel Lebertran und das Schlüsselknechtchen eines Leihromms. Annemarie aber badete sogleich wieder hinweg, was sie gefruhtschte hatte.

Eins benedete das andere um das, was es zu reichlich befolgen mußte. Der Mann schielte nach den Lachsbroten der Frau, die aber wiederum nach der Bergpartie des Gatten. Die Tochter schwang als Pendel ausgleichend und behutsam zwischen beiden Ehehälften hin und her. Ein Zuviel und Zuwenig kreiste so von früh bis Nacht durch ihre Leiber.

„Eins Komma zwei abgenommen...!“ strahlte schwitzend Herr Flaschenzieher.

„Null Komma acht Zunahme...!“ lächelte die Gemahlin. Das Fett, das dem Manne entströmte, schien so mit einigem Transportverlust auf die Frau überzuliegen. Die kleinen Eröde sporten auf beiden Seiten zu größeren Anstrengungen an. In ihren Reden beherrschten Zehntel, Kommas, kommende und gehende Gramme den Gehalt. Ein Viertel Kilo konnte ebensogut Freude oder Trauer auslösen — je nachdem, ob es in aufsteigender oder abnehmender Linie gemeint war.

„Du schwindest ja...! Du belügst dich selbst...!“ schrie eines Abends die Gattin auf.

„Wie gemein...! Du vergisst mir meine Verluste nicht...!“ fuhr er in die Höhe.

„Bitte...! Du stellst dich ja nur mit einem Fuß auf die Waage...!“

„Und du Steckst dir beim Wiegen der Puderdosen, den Schlüsselbund und ein Glas Vierfruchtmarmelade in die Jackentasche...!“

„Ich schweige und nehme zu...!“ — „Ich geh' und nehme ab...!“ — Nach diesem Streit sprachen sie kein Wort mehr und verstopften einander an anderen Tagen ihre Kräfte auf dem Weg zur Harmonie. Bis in die Träume hinein mangeln sich diese Urlaubsstage. Herr Flaschenzieher sah im tiefsten Schlummer einen Eisberg anschwimmen, der wie Margarine in der Sonne zerischmolz und endlich auf der vielbewegten Lande. Die Gemahlin aber träumte von einem Jahrmarktsluftballon, der mit einer Fahrradpumpe so dick aufgeblasen wurde, bis er in Seligkeit zerplatze.

Was ihnen die Nächte im Zug phantastischer Bilder verhieß, das erfüllte der Tag im engeren Rahmen greifbarer Sachlichkeit. Der Vater wählte seine Wanderungen nach dem Vorhandensein einer Personenwaage aus. Jedes entschwendene Gramm Fett ward ihm zum Jodler. Jubelnd begrüßte er, was entschunden war. Seine Diätvorschriften deklamierte er wie eine Schillerballade vor sich her. Ja, zuweilen schaute er sich freventlich nach einem Gewicht von vier Zentner — nur um die Freude der brockenweisen Abnahme erleben zu können. In Gartencafés, am ländlichen Bierkeller setzte er sich mit Vorliebe an vollbesetzte Tische, begann ein unverändliches Gespräch und lenkte es so daß es im Gewichtsverlust endete. Bei neuen Erfahrungen stenographierte er mit, ein vorgeschlagenes Fußrollen probierte er sogleich unterm Tisch aus und jede Handbewegung vollführte er mit solchem Nachdruck, daß sie auch noch als heimliche Gymnastik wertvoll wurde.

Frau Flaschenzieher dehnte ihre Liegekuren bis zur Bewegungslosigkeit aus. Sie überdachte jeden Schritt und überlegte, wie er zu vermeiden sei. Jede überflüssige Bewegung schien ihr ein drohender Verlust einer Fetzzelle zu sein. Sie fühlte sich als Sparrüchse, in der alle Regungslosigkeit zu einem eingeworfenen Zehnpennstück wurde. Sie schnaufte langsam wie ein Flußdampfer, der stromabwärts fährt. Als sie im Kurort ankam, da klapperte sie noch vor Dürre. Bald war es soweit, daß sie nur mehr klingelte und läutete. Voll ausgedient völlig aber wollte sie werden — wie ein zierliches Faß, das rollte und nicht stielerte. Und die Tage kamen und gingen. Der Himmel war voll ziehender Wolken. Die Wiesen und Älmen wurden zu gebulmten Dirndkleidern. Die Sonne lachte wie ein Streifkomete und die Berge verführten zum Schreiben von kolorierten Ansichtskarten.

Im Kampf um Lebendgewicht stiegen die Erfolge schließlich bis zu dem Punkte an, wo sich sozusagen Zunahme und Abnahme in einem Gleichgewicht berührten. Der Mann hatte verloren, was sie gewann. Der Waage Zunge züngelte auschlaglos im Mittelpunkt des Ideals. Dieser Erfolg strebte auf beiden Lagern über das erreichte Ziel hinaus.

Annemarie, die von Anfang an ohne fleischliche Pendelausschläge ihre Tage verlebte, zog sich aus diesem Wettstreit immer mehr in die Weite zurück. Ohne Fettsorgen durchstrafte sie Wälder und Höhen, schlief sie unter Bäumen ein, durchschwamm Seen und durchlachte die Nächte. Sie suchte weder nach Ab und Zu. Ihre Wünsche konnten nicht nach Kilo gewogen werden. Aber der Idealvorgeschriebene Bunt der Welt, die drängelnde Herz. Höchstendasselbe fand eines Abends seine Beruhigung am Biceps des jungen Josef Vordermaier. Er besaß eine Dampfmolkerlei und Freude an zugereister Natur. Er nannte sie „Oachkatze!“ und sie spielte dazu auf seinen Impflattem Klavier.

Frau und Herr Flaschenzieher stellten sich gerade abwechselnd auf die Personenwaage — als Annemarie mit dem Josef Vordermaier ankam. Am Glänzen ihrer Augäpfel konnte man sehen, daß sich bei ihr die Fülle ihres Herzens vermilionen hatte.

In diesem Augenblick aber las der Vater am Zifferblatt der Waage jubelnd ab, daß er zehn Kilo unter dem Normalen wog, indes die Mutter zur Überberichtigkeit von gleicher Höhe ausgedehnt war. Das Fett hatte seine Rollen vertauscht. Zwanzig Kilo hin und zwanzig Kilo her, wogelten die Schnitz- und Annemarie's Gemüt war wie ein schnapsgelüftes Praline mit Unsaßbarem voll. So fuhren sie aus dem oberbayerischen Lande aus. Somit hatte das Tal noch mehr gehalten, als wie der Berg versprochen. Und im nächsten Sommer werden sie wiederkehren — zu neuer Ebbe und Flut...!

DER BLASSE GRAUE HERR

VON KÄTE BIEL

Als wir zu Lilly kamen, saß sie da und weinte auf den Leib und die Beine eines blassen grauen Herrn hinunter. „Das ist er!“ Sie reichte uns schluchzend die überaus unterbelichtete Aufnahme.

Wir sahen, daß der Herr, den Lilly anscheinend zum Vater ihrer Kinder zu machen gewillt war, mit hochgezogenen Schultern an einem Seesteg lehnte und einen fröstelnden Eindruck erweckte. Er hatte sich keineswegs, wie das bei Ferienaufnahmen üblich und verzehlich ist, repräsentativ zurechtgestellt, sondern hielt sich krampfhaft am Geländer fest.

„Dieses Bild verrät mehr von seiner Seele, als tausend repräsentative Momentaufzüge es tun könnten!“ erklärte Lilly in grüblerischer Trauer. Die Gesichtszüge des Herrn waren nur verschwommen zu erkennen. Er blühte in unschuldiger, etwas eckiger Nacktheit, ein Minimum von Wolle um die Hüften, aus den Brettern des Stiegs hervor, und schien mit hoffnungslos geneigtem Kopf auf das Meer hinauszublicken.

„Damals im Urlaub ist es mir nicht so aufgefallen!“ sagte Lilly und trocknete die Tränen. „Aber ihr seht ja selbst, wie er wirkt! Vollkommen passiv, leidend, traurig... Und vielleicht hat gerade diese Aufnahme das, was echt an ihm ist, eingefangen? — Und sonst, wenn er energisch und tatkräftig ist, verstellt er sich nur?“

Wir glätteten eine Welle mit dem Öl sanfter Worte an Lillys gesträubtem Innenhaare heron, aber unsere Freundin rang demonstrativ die Hände und führte sich auf, wie eine Braut vor hundert Jahren, die einem ungeliebten Mann an den Traualtar zu folgen hatte. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ Nun wollten wir endlich wissen, was der Herr darstellte, wenn er, mit Kleidern sorglich behangen, in den Alltag verwehrt war.

Lilly sah uns bitter an. „Es ist Werner Meinwerk! Da habt ihr's!“
Wir konnten Werner Meinwerk nur in bekleidetem Zustand, und da war er ein tatkräftiger, aufrechter und selbstbewußter Jurist, voll lebenswürdiger Energie und Überlegenheit — während er nun einem indischen Asketen gleich wirkte, dessen Anblick bereits genügt, seelische Läuterung, zum mindesten jedoch Gleichgültigkeit gegen jene mit der Erfüllung generativer Aufgaben verbundene Form des Daseinsgenusses hervorzuheben.

Wir nahmen die Dinge leicht und erklärten, daß jedem einmal ein ungünstiger Augenblick unterlaufen könne, da er eine Mißstimmung über sich Herr werden ließe. „Es war sicher nur eine momentane Depression!“ Lilly schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen!“ sagte sie belebt. „Weshalb denn?“ — Nein, er war in glänzender Laune. Nur, ich glaube, er hatte kein Geld mehr, denn es war ja Sonnabend, und die Banken hatten Frührschluß, und eigentlich wollte er noch einen Scheck einlösen.

Und — das fällt mir auch eben ein — er hatte ja einen Prozeß verloren, der ihm sehr am Herzen lag. Und dann hatte er ein bißchen Gültelrost und deshalb irgendein Mittel genommen, merkwürdig eigentlich, wie üblich ein sonst so kluger Mann Patentmedizin in sich hineinschluckt. — Das werde ich ihm auch noch abgewöhnen müssen. — Aber weiter war wirklich nichts... Höchstens, daß wir mittags Gurkensalat gehabt hatten, und mir scheint ja, als wenn er Gurkensalat nicht besonders gut verträgt, er sagt ja auch, Gurkensalat liegt ihm wie kleine Steine im Magen. Komisch, ich kann pfundweise Gurkensalat essen! — Und dann war uns ja noch am Morgen der Autokoffer mit sämtlichen Ausweispapieren und den ganzen Bürochlüsseln Werners — ich glaube, siebzehn waren es, auch der vom Geldschrank — gestohlen worden — ach ja! — Aber weiter war wirklich nichts los, und er war so vernügt und heiter wie er immer ist!“

Lilly holte tief Atem. „Und deshalb verstehe ich nicht, wie aus einer so glänzenden Stimmung heraus ein solches Bild entstehen kann... Es kommt mir wie ein Wink des Schicksals vor... In Wirklichkeit ist Werner also ein ganz passiver Mensch, der es nur versteht, nach außen hin den täuschenden Eindruck von Energie zu machen...“

Und Lilly sah uns so bitter an, daß wir uns beklommen verabschiedeten. Als wir einige Tage später wieder zusammenkamen, war alles anders — Lilly trat uns mit feierlicher Entschlossenheit entgegen. „Ich habe das Bild neulich vergrößern lassen...“

Und sie zeigte uns lächelnd eine nun fünfundzwanzig Zentimeter hohe Wiedergabe des bedeuzugbektledeten Juristen Meinwerk, der in dieser Größe schon irgend etwas Monumentales an sich hatte.

„Es wird gehen!“ sagte sie zuversichtlich. „Hier — das ist doch der un-widerlegliche Beweis für die ungeheure männliche Energie, die in Werner verborgen liegt...“ Und nun sahen wir auch, daß Lilly recht hatte. Der linke große Zeh des Rechtsanwalts Meinwerk rechte sich kühn in die Höhe, trotzdem sein Besitzer, im ganzen betrachtet, in einer außergewöhnlich trüben, müden Haltung am Gitter lehnte. Von diesem großen Zeh ging etwas Tapferes und Kampfesfrohes aus, er durchstieß die graue Nebelwand des lähmenden Alltags und leitete symbolisch in eine Welt der Tatkraft hinüber.

Wir beglückwünschten Lilly und bestätigten (was wir immer gewußt und keinen Augenblick bezweifelt hatten), daß wir mit ihr annehmen, Werner Meinwerk würde sich nicht nur gegen wechledrige Morgenschuhe, sondern in einer Art erhabener Härte gegen all und jedes durchsetzen.

Lilly lächelte vertraut und sagte gerecht, daß das Bewußtsein, jegliches Bargeld, sämtliche Ausweis-papiere, den Autokoffer, sowie siebzehn mit dem Erwerb des Lebensunterhaltes in wichtigstem Zusammenhang stehende Bürochlüssel entbehren zu müssen, vielleicht doch in Werner eine gewisse seelische Unruhe erzeugt haben könnte.

„Er ist ein notorischer Willensmensch, und deshalb kann er sich ruhig einmal traug an ein Seesteg anklammern, wenn ein möglicherweise als unheimlich empfindenes innerleibliches Durcheinander von Gurkensalat und Patentmedizinen eine geringe Verschlechterung seiner Stimmung hervorgerufen haben mag!“ Und sie nahm ihren Lippenstift und tönzte zärtlich den blassen grauen Herrn an verschiedenen Stellen etwas rosiger.



HENKELL
PRIVAT
*Ein BESONDERS reifer, BESONDERS
charaktervoller Sekt für
GROSSE Gelegenheiten RM 5.50*

*Allergelagert und mit der gleichen
Linde und Torfblatt aus Rofle sorgfältig*

HENKELL TROCKEN RM 430

HENKELL & CO. - WIESBADEN-BIEBRICH

EINE GALANTE GESCHICHTE

VON WILHELM HAMMOND-NORDEN

Es gibt Leute, die glauben, eine galante Geschichte eine galante Geschichte zu sein, wenn nicht, so doch mindestens aus dem Italienischen übersetzt sein, und wenn auch das nicht, so habe sie in vornehmen und reichen Kreisen zu spielen.

Ich teile diese Ansicht nicht. Ich weiß, daß auch heute noch galante Dinge geschehen, aber keineswegs auf die Apenninen-Halbinsel beschränkt sind, und daß das Privat Einkommen der einzelnen Figuren auf den Grad der Galanterie einer Geschichte wenig Einfluß haben kann.

Die Begebenheit, von der hier die Rede ist, erregte sich in einem kleinen mitteleuropäischen Dorf, und die handelnden sowie auch die zu ihrem eigenen Leidwesen nicht oder nur ungenügend handelnden Personen waren Knechte und Mägde auf einem Bauernhof. Die Hauptrolle spielte die Magd Theres, die außergewöhnlich schön war, obwohl sie bei der Arbeit nicht weniger zügellos als beim Essen. Sie hatte feine Hände und sie war keineswegs so üppig wie die anderen Mägde. Sie war schön, und sie war auch keusch. Die Knechte sagten: „Was nützt uns die schönste Schönheit, wenn sie mit Keuschheit gepaart ist!“

Man war in dieser Gegend für gesundes Liebesleben, und wenn ein Knecht einer Magd gefiel, dann fand er ihre Kammertüre nicht allzu fest verschlossen. Nur die Theres schien den Schlaf allein für gesünder zu halten.

Übrigens wurde behauptet, die Theres sei eine Art „Heilige“. Es fiel natürlich auf, daß sie trotz der groben Arbeit, die sie verrichtete, ein so zartes Gesicht und so schöne Hände hatte. Außerdem wußte sie Tieren zu helfen, und wenn eine Kuh schwer kalbte, dann holte man die Theres. Die redete gut auf das Tier ein, und alsbald ging die Geburt sicher vorstatten. Einige erzählten sich außerdem, die Theres habe das „zweite Gesicht“, aber dafür fehlten eigentlich nähere Anhaltspunkte.

Drei Knechte waren es insbesondere, der Karl, der Ivo und der lange Will, die es nicht verschmerzen konnten, daß die Schönheit der Magd Theres so brach liegen sollte.

Eines Abends traf der Karl die Theres auf der Wiese, wo sie Blumen pflückte. „Was willst mit den Blumen?“ fragte er.

„Die stell ich auf meine Kammer!“

„Hm. Das hat aber nicht viel Zweck!“

„Warum denn nicht?“

„Weil sie da ja niemand sieht. Weil du geizig bist, weil du nie keinen auf deine Kammer läßt!“

Die Magd machte große, unschuldige Augen und fragte: „Ja, wer möchte denn auf meine Kammer?“

Da packte den kleinen Karl der Zorn, und er rief: „Verstell dich nur! Es gibt keinen, der's nicht möchte.“ Und er weißt's ganz gut, du!“

Die Theres antwortete langsam: „Ich finde, daß du dich nicht deutlich ausdrückst! Soll es heißen, daß du gern auf meine Kammer möchtest?“

Statt einer Antwort nickte der Karl heftig und rasch. Das Blut schoß ihm in den Kopf.

„Ja, so“, sagte sie. „Ja, dann komm nur, Karl. Wenn's dir eine Freud' ist!“

Abermals nickte der junge Mensch. Er flüsterte: „Auf heut abend also!“ und wollte fortlaufen. Sie aber rief ihn zurück. „Hast du dir noch nie Gedanken darüber gemacht, warum denn noch keiner mit mir war?“ fragte sie. — Nein, das hatte er nicht.

„Ich will es dir sagen, aber du darfst nie darüber sprechen!“

Karl schwur, das er schweigen wolle. Da sagte sie leise und eindringlich: „Wer mich auf der Kammer besucht bei der Nacht, der muß sterben, ehe der Pastor am nächsten Sonntag mit der Predigt beginnt!“

Sie blickte ihn ernst und ruhig an. Er aber wurde bleich. Er dachte an die Geschichten, die man sich von der schönen Magd erzählte, und daß einige sagten, sie habe das zweite Gesicht. Er rief aus: „Ich bin aber noch so jung!“

Sie streichelte ihn zart übers Haar und antwortete: „Nimm dir keine Sorgen.“

Nie wieder sprachen sie über diese Sache. —

Eine Zeitlang später hatte Ivo, der andere Knecht, ein ähnliches Gespräch mit der Theres, nur daß der Ivo zum Schluß meinte: „Du bist's Leben wert, Theres!“

Da ließ denn die Magd ihre Türe unverschlossen, aber der Ivo mußte es sich hinterdrein doch noch anders überlegen haben, denn die Theres blieb die Nacht über allein, und sie schlief fest und gesund, so wie sie's gewohnt war. Der Ivo aber wagte künftig nicht mehr, die Magd richtig anzuschauen.

Endlich traf es sich, daß auch der lange Will die entscheidende Frage an die Theres richtete, und zum drittenmal fand, mit kleinen Abweichungen, das galante Zwiegespräch statt. Als die Theres von dem Geheimnis sprach, lachte Will und sagte, er glaube nicht an solchen Spökenkram.

„Ja, ob du nun dran glaubst oder nicht!“, warnte sie, „deshalb ist es doch so. Am nächsten Sonntag, eh' der Pastor zu reden anhebt, lebst du nicht mehr!“

„Das trifft sich gut!“, sagte der Will, „denn heut ist Montag. Da hab ich viel Zeit, mein Testament zu machen!“

Der Will kam auf die Kammer der schönen Theres.

„Schließ die Tür hinter dir“, flüsterte sie, als er eintrat. Will schloß die Tür. Als er sie wieder öffnete, krächte der Hahn.

Am anderen Abend kam er wieder. Aber da war die Tür verriegelt. Er klopfte. Die Theres rief leise: „Was willst denn?“ Er: „Wenn ich schon sterben

muß am Sonntag, so will ich doch gründlich wissen, warum.“

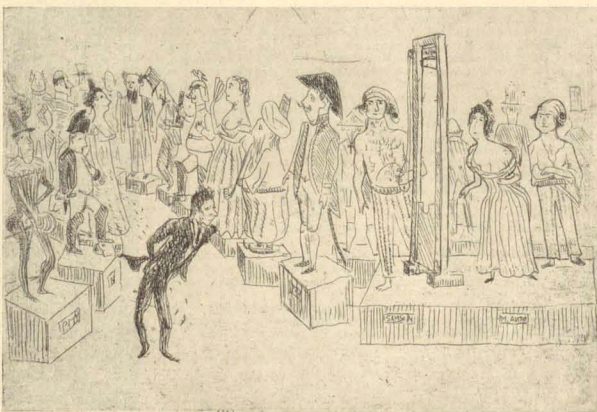
Der Will war eben ein gründlicher Mensch, der Bauer sagte es auch, es war Verlaß auf ihn. Er kam jede Nacht zur Theres, bis zum Sonntag.

Am Sonntag morgen aber ging er zur Kirche. In der Gegend, in der diese Geschichte spielt, sind die Leute nicht so besonders fromm, und die Knechte schon gar nicht. Will war wohl Jahr und Tag nicht im Gotteshaus gewesen. Heute aber war er da. Er setzte sich so, daß er einerseits den Herrn Pfarrer, andererseits die Theres sehen konnte. Und als der Pastor mit seiner Rede anfieng, da verzog Will seinen Mund zu einem breiten Grinsen, und auch die Theres mußte lächeln, aber nur ganz fein und kurz, denn sie wußte, was sich in der Kirche gehört.

Hinterdrein hat der Will die Theres noch gefragt, wieso er denn nun immer noch am Leben sei, und sie hatte geantwortet, sie könne es sich selbst nicht erklären, aber es freue sie. — Damit ist die galante Geschichte zu Ende. Oder ist jemand da, der bezweifelt, daß sie galant sei. Sehen Sie! Und sie spielt doch unter Leuten, die keine Krösene sind, zweihundert Jahre kann sie auch nicht alt sein, denn ihr Verfasser befindet sich heute noch durchaus im wehrfähigen Alter. Und aus dem Italienischen ist sie gewiß nicht übersetzt, denn ganz davon abgesehen, daß der Verfasser die Italienische Sprache nicht beherrscht, ist er auch zum Übersetzen viel zu faul.

Panoptikum

(Kronberger)



Was! Ihr! Der Wind, der ewig über Samburg weht, trägt von Paris Möbel dumpf den Stundenjagad herüber. Und auf der Zeppeboh, von geltem Licht umfließt, freit nun der Beher talder im Refrain der Lieber Die Jayaband tobt, der Tänger glüht im Schwelz. Das Leben pulst in lodernen Retorten — Tut das Panoptikum Jöhlich seine Pforten, und läßt den Beher nicht mehr in sein Schattenreich.

Die Päpfe, Seidberrn, Kändler und Drehtreher, die tage mit wädhernen Geföhtern Bartten, gehn nun, eröhrt vom Kärm der frohen Beher, noch einmal als Oepelnbüch durch ihren Lebensgarten. Ein Käuf Juch seine Krone und sein Zepet. Zwei Schäler weiter blüß die Warföhmbüß dazu. Kein Jüßl mit Dampf See Bänderlub. Und ein Peet Juch den Delagabtreffer.

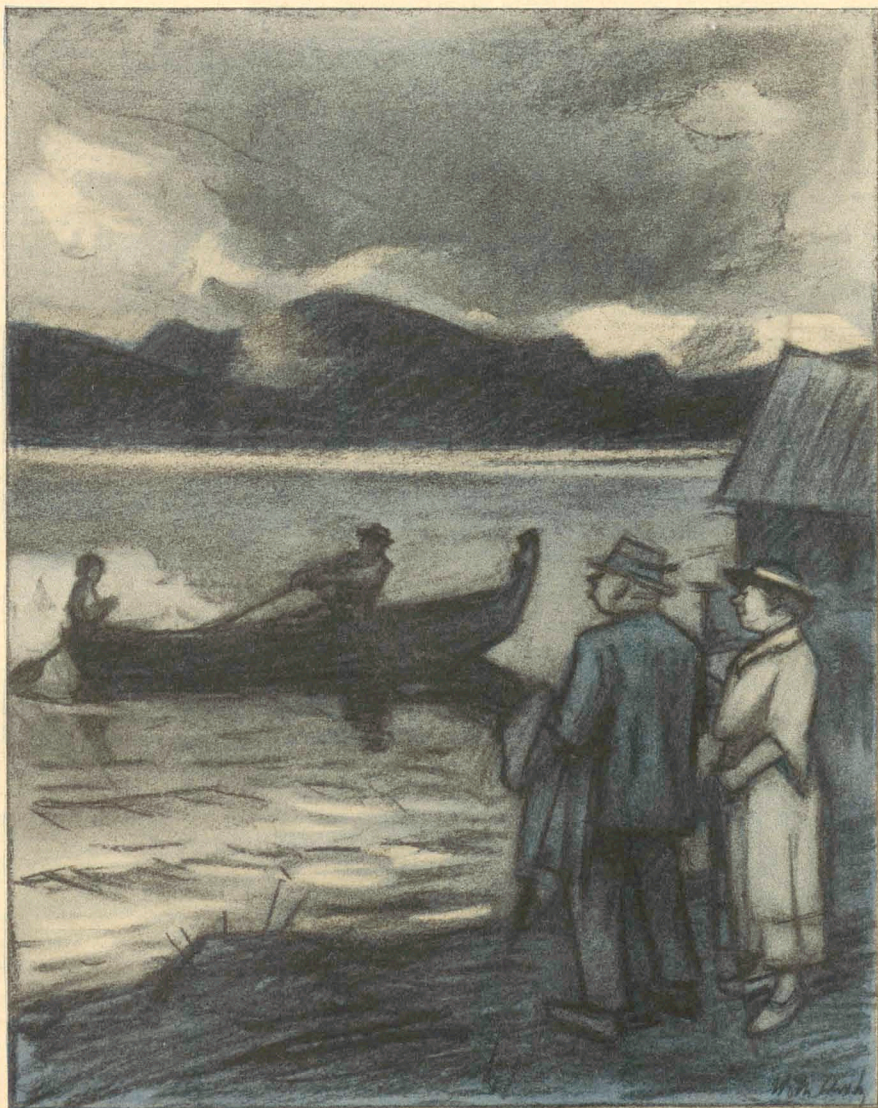
Rapoleon belpöhrt mit Metternich die Cage. Ein Kaiser spielt mit Summel Domino und Schach. Viehd bist Schwerter auf die Siebenemage — Und Danton trommelt Unterzeilen wach. Im Janslan nebenan läßt einer wild sein Käbel. Die Quillotte flirrt, der Schabbloß fracht. Ein Seemann lebt bejöhrtwiff vorm Aer und laht — Und ein Örtlertrier Juch dir in sein Jähdel.

Panoptikum! Ein Spul im nahen Dunkel — Ein Schattenpfeil imittirt Juch und Licht. Amittiren Übermut und Tangejöhnbüß! Ein Totentopf, ein wädhernes Geföh! Ein Unjuch oder Spul? — Ja, packe frätzig Jul Rimm einen vollen Beher, Röh an! Das Leben eilt Jehr rasch — Ja, bente dran! Ein wädhernes Geföh! trägt eines Tage auch du!

Georg Bülling

Abend am Walchensee

(Wilhelm Schulz)



„Siehst, Aloys, dees wär halt was Schöns: von einem lieben Menschen aso übern See g'rudert werd'n.“ — „Schö' waars scho', Fanny, aba es werd' dir halt z'schwer werd'n, des Rudern.“

TANGOLITA

Von Hans Westram

Herr Möller hat ein Importgeschäft in Süßweinen und Süßrüchten. Außerdem ist er Generalkonsul. Denn ein schöner Titel schmückt auch die rauheste Kaufmannsbrust. Als Vertreter des Landes, dessen Gebiet vor 2½ Jahrtausenden der olympische Gedanke der Verherrlichung des schönen Körpers entsprang, wurde er in das Preisrichterkollegium des Sportfestes einberufen. Als Friedel Patting, die 2. Siegerin im 100-Meter-Brustschwimmen im weißen Badetrikot vor ihm stand, groß, schlank, braunhäutig in der gestrafften Fülle eines durchtrainierten Körpers, jubelte eine Stimme in seiner Brust: Süße Tangolita! Wie kam er nur auf diesen verrückten Namen? Eine verschwommene Erinnerung an eine Operette, eine einschmeichelnde Melodie tauchte in seiner Erinnerung auf. Mit ihren dunklen Augen sah das große Mädchen etwas spöttisch auf den verärgerten kleinen Herrn herab, der im Knopfloch ein weißgrünes Bändchen trug. Geprübelt entran gen sich seinem Munde einige der Bedeutung des Aktes entsprechende Worte. Dann hängte er ihr den Preis: einen großen Kristallpokal aus. Aus dieser flüchtigen Begegnung wurde im Laufe der Jahre eine feste Freundschaft, die nur dadurch etwas beeinträchtigt wurde, daß der Generalkonsul verheiratet war. Ein Jahr später war die kühne Schwimmerin Vorfürhame in einem großen Modegeschäft. Graf v. Blaukirch erschien eines Tages in der Sportabteilung ihres Hauses. Er war Mitte der fünfziger Jahre, sein Haar schon stark ergraut. Seine hagere Figur ließ den passionierten Reiter sofort erkennen. Ihn begleiteten seine beiden halberwachsenen Töchter. Er wollte Reitkostüme für die jungen Damen. „Fräulein Patting! Wo ist Fräulein Patting?“ rief der zweifelhafte nichterische Geschäftsinhaber in den Laden hinein. „Wollen Herr Graf und die gnädigsten Komtessen nicht Platz nehmen? Ich lasse sofort die neuesten Modelle vorführen!“ Fräulein Patting kam, groß, schlank, dunkelhäutig. Graf v. Blaukirch klemmte sofort sein Monokel ein. Fräulein Patting legte mit professioneller Geschwindigkeit in eine Ankleidekabine ein Reitkostüm an. Lächelnd kam sie herauf und bestieg gestieft und gesport eine lebensgroße Pferdetatpappe mit der sichern Grazie einer Frau, die gewohnt ist, sich täglich in

den Sattel zu schwingen. Der Graf ließ sich sämtliche Modelle vorführen, die auf Lager waren. Er verließ den Laden unter tiefen Verbeugungen des zweifellos nichterischen Inhabers. Am nächsten Tage wurde er in ihrer Wohnung ein großer Rosenstrauß abgegeben, den eine Visitenkarte beilag. Auf diese Weise machte Fräulein Patting die Bekanntschaft mit Graf v. Blaukirch. Die dritte Begegnung war jüngerer Datums. An einem schwülen Juliabend saß der Oberregierungsrat Walden in seiner Wohnung, als plötzlich die Sirenen zu heulen begannen. Luftschutzalarm. Im Luftschutzkeller sah er im Zweifeln einer stark blutenden Petroleumlampe seine Hausgenossen zum erstmalig vollzählig beisammen. Ein fremdartiger Vogel hatte sich in diesen Hünerstall verlaufen. Es war Fräulein Patting, die zufällig in dem Haus eine Familie besuchen wollte. Beim Verlassen des Kellers bot ihr Walden erstau über seine eigene Kühnheit an, sich in seiner Wohnung an einem Glas eisgekühlten Sodawassers mit Campari-Bitter zu erholen. Sie sagte lächelnd: „Warum nicht?“ Als sie ihm gegenüber saß, wollte er ihren Namen wissen. „Meinen Namen wollen Sie wissen? Muß es durchaus sein? Ich heiße Tangolita.“ — „Wie bitte?“ fragte Walden erstau. „Tango — lita? Das ist ja Esperanto!“ — „Vielleicht Liebesesperanto!“ meinte sie und gab ihm den ersten Kuß. Trotz ihres phantastischen nom de guerre, der etwas von der berausenden Unwirklichkeit eines synthetischen Parfüms hatte, stand Fräulein Patting mit beiden schlanken Beinen fest auf dieser Erde. Sie war eine verhärtete Hausfrau. Da Walden Jungeselle war und seine eigene Wohnung hatte, konnte sie diese Instinkte am besten bei ihm austoben. Er hatte ihr sehr bald die Schlüsselgewalt über seinen kleinen Haushalt überlassen. In einem Schrank hing ihr Hauskleid und einige Haushaltsschürzen. In seinem Bücherschrank fand er eines Tages ein Kochbuch. Wenn er gegen Abend von seiner Büroarbeit verdrossen nach Hause kam, wirtschaftete sie bereits in der Küche. Mit ihrer hellen, etwas lauten Stimme rief sie ihm am Gasherd stehend zu: „Heut bekomme dir Makkaroni mit Schinken! Willst du ein Glas Bier oder lieber Tee? In deinem Kleiderschrank hat es wieder einmal ausgesaht wie Kraut und Rüben! Und dabei habe ich ihn doch erst vor fünf Tagen ausgeräumt. Für die Entree-Ampel könntest du dir auch einmal eine neue Birne vom Herzen reißen. Man sieht die Walden vor Augen nicht

mehr, so schwarz ist sie! In deinem Frack sind die Motten! Wozu hast du eigentlich eine Bedienungsfuhr? Und die Teppiche müßten auch geelocht werden! Ist Staub wie ein Judasbüchse. Junge, Junge, was soll aus dir bloß werden?“ Kann man einer solchen Frau böse sein? Nein, der Oberregierungsrat war ihr nicht böse. Im September verreise er für 14 Tage an die Ostsee. „Fahr nur“, meinte Friedel Patting, „damit du dich etwas erholst. Ich steue mich gern mit. Aber für beide reicht es wieder ein, nicht wahr?“ Walden hatte nicht viel Glück mit dem Wetter. Nach einer Woche war er es satt, im Mantel fröstelnd am Strand spazieren zu gehen und sich die Regenschauer ins Gesicht sprühen zu lassen. Er brach seinen Urlaub vorzeitig ab. Am Abend traf er auf dem Hauptbahnhof auf einen Mann, der ein Taxi und fuhr nach Hause. Als er die Tür zu seiner Wohnung aufschloß, war es ihm, als hätte er ein Geräusch aus dem Badezimmer gehört. Er stellte die Koffer hin, legte den Mantel ab und riß die Tür auf. Vor ihm stand in der Badewanne eine braungebrannte Venus Kallipygos. Die Dusche überschüttete sie mit Wasser. Ein spitzer Schrei. Sie wandte sich vom Wasser übersprühmt ihm zu, Erschrecken in den Augen. „Du? Du bist schon zurück? Ich bitte dich, geh' nur nicht in das Herrenzimmer!“ „Ich werde doch wohl noch in meiner Wohnung ein Knopfloch, Walden, erkannt haben. Ich rief er müßigstimm über die demotivierenden Empfang. Die Badezimmertür flog zu. Er betrat das Herrenzimmer. Unter dem matten Schein der Pergamentlampe mit dem schmiedeeisernen Fuß erhob sich eine männliche Gestalt. Ein kleiner, gut angezogener älterer Herr. Er hatte ein weißgrünes Bändchen am Knopfloch. Walden erkannte ihn sofort. Der Generalkonsul stand tödlich verlegen vor ihm und stammelte Entschuldigungen. „Es ist mir ersetzlich peinlich, Herr Oberregierungsrat, Sie in dieser Situation anzutreffen! Ich bin zu jeder Gelegenheit bereit“, fügte er nach einer Pause mit bebender Stimme hinzu. „Wie konnte ich mich nur zu solch einer Dummheit hinreißen lassen! — Ich bin zu jeder Genugtuung bereit“, wiederholte er. „Wenn Sie wollen, können Sie mich vernichten. Es liegt in Ihrer Hand. Es geht nicht nur um ein Duell. Ich bin auch sonst moralisch vollkommen erledigt. Der Skandal ist gar nicht auszudenken.“ Walden ließ sich erschüttert in einen Sessel fallen. Dann griff er zu der auf dem Tisch stehenden Flasche und goß sich einen Kognak ein. Der Generalkonsul stellte sich vor ihn hin, griff sich mit pathetischer Heftigkeit an beide Beinen und sah ihn fast fliehend an. „Der Scheidungsprozeß ist doch das wenigste dabei. Ohne die Kapitaleinlage meiner Frau bricht das Geschäft zusammen!“ Trotz wohlgenährter Wangen und etwas dicker Säcke unter den Augen kam das Gesicht eines zehnjährigen Knaben zum Vorschein, der einen Dummgenugstreich verübt hat. Walden fühlte, wie sein Zorn dahinschmolz. „Ich werde Sie nicht vernichten, Herr Generalkonsul, weder moralisch noch geschäftlich! Für mich ist diese Begegnung auch etwas peinlich. Und schießen! Auf jeden Fall würden wir unserer verehrten Freundin einen schweren Schlag zufügen.“ Ganz ruhig, wie sie beiden daran glauben muß. Lassen wir diese jugendlichen Torheiten! Wir würden uns beide dabei blamieren! Darf ich Ihnen auch einen Kognak eingießen?“ Er wies auf einen Sessel. Der Generalkonsul, dem sichtbar ein Felsblock vom Herzen fiel, setzte sich. „Langsam wie die Bestürzung aus seinen Zügen. „Was machen eigentlich Ihre Korinthen?“ begann Walden mit vollendeter Höflichkeit das Gespräch. „Man sieht bei uns auch keine Orangen mehr auf dem Markte. Läßt sich das nicht ändern?“ Beide vergaßen Ort und Umstände der Begegnung und unterwarfen sich über die Lage auf dem Südrückmarkt und die durch die besonderen Verhältnisse erschwerte Möglichkeit einer stabilen Preisbildung. Nach einer halben Stunde sah der Generalkonsul schüchtern auf seine Uhr und erhob sich. „Herr Oberregierungsrat, ich danke Ihnen vielmals für Ihre sehr interessanten Bemerkungen. Ich muß leider verlassen. Meine Frau könnte sich über mein Ausbleiben ängstigen!“ „Sie sind wirklich ein guter Mensch!“ sagte Walden lächelnd und verneigte sich leicht. Als er die Tür hinter seinem Besuch geschlossen hatte, ging er in das Badezimmer. Das Licht brannte noch, aber der Raum war leer. Die Kacheln waren saugfähig wie ein Teppich. Ein großes buntes Badelaken hing noch feucht auf

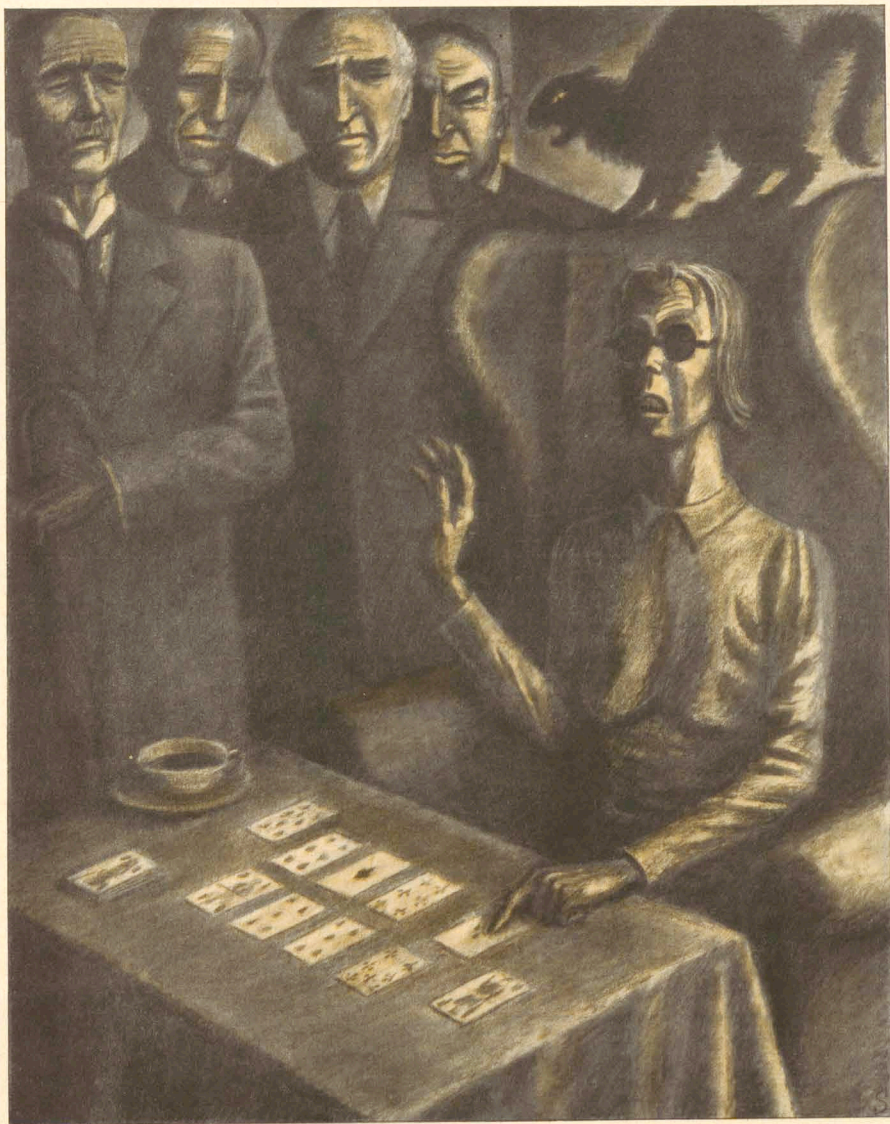
Regenwetter

(Fr. Bleik)



Die englische Regierung bei der Kartenlegerin

(Erich Schilling)



„Meine Herren, über den Verlauf Ihrer Verhandlungen mit Rußland kann ich Ihnen nur sagen, daß Rußland einen Nichtangriffspakt mit Deutschland abgeschlossen hat.“